

## Vom Stethoskop zum Cochlea Implant

Meine Damen und Herren

als Dinosaurier der Hörgeschädigtenpädagogik erlaube ich mir, Sie einige Jahrzehnte in die Vergangenheit zu führen, in der es all die technischen Hilfsmittel, welche für Sie heute so selbstverständlich sind, noch nicht gab.

Als ich 1949 die Leitung der Gruppe für Kinder mit einer Hörschädigung im Sonderkindergarten Schweizerspende übernahm, hatten wir keinerlei technische Hilfsmittel und die Idee eines Implantates war damals so etwas utopisches, wie ein Roman von Jules Vernes. Dass es schon technische Hörhilfen gab, war mir zwar bekannt, doch der vergangene Krieg und das damalige Regime ließ keine Information aus anderen Ländern zu, behinderte Mitmenschen waren nicht gerade geschätzte Staatsbürger. Auch nach dem Krieg war es schwer, Literatur zu erhalten, mittels der man sich informieren konnte. Erstens war viel zerstört, zweitens wusste man auch damals noch nicht recht welcher Autor nun zu lesen erlaubt war und welcher nicht.

Ich hatte das Glück, etwas Literatur aus der Vorkriegszeit von von meinem Onkel zu erhalten. Darunter war das Buch von Victor Urbantschitsch, welches 1872 veröffentlicht wurde und in dem er beschrieb, wie er mit den Schülern in der damaligen Taubstummenanstalt in Döbling Hörtraining machte. Die Schüler wurden lautsprachlich ohne Gebärden unterrichtet und das Hörtraining kam nun dazu. Urbantschitsch forderte Studenten auf, täglich nahe am Ohr der einzelnen Schüler Hörübungen zu machen, was zu erstaunlichen Erfolgen und schließlich zur Gründung einer Schule für Schwerhörige Kinder führte.

Wir hatten 16 Kinder mit verschiedenen leichten und schweren Hörverlusten in unserer Gruppe, mit denen ich unbedingt auch Hörtraining machen wollte. Doch Ich wollte nicht direkt am Ohr der Kinder Hörübungen machen, da diese Nähe nicht für alle angenehm war. Darum steckte ich den Kindern das ärztliche Stethoskop in die Ohren, sprach in dieses und ließ auch die Kinder in dieses sprechen. Einige konnten nur eine gewisse Vibration im Ohr wahrnehmen, andere aber lernten sogar Sprache über das Ohr zu verstehen.

Urbantschitsch benützte auch eine Ziehharmonika für seine Hörübungen. Eine solche verwendete auch ich mit Erfolg. Mein gehörloser Pflegesohn verlangte täglich, dass ich vor dem Einschlafen noch auf der Harmonika spielte. Er legte dann seinen ganzen Körper an das Instrument und genoss das Spiel sichtlich.

Wir machten auch Hörtraining mit dem Klavier, einem Harmonium, dem Gong, zu dem sich die Kinder auch bewegen mussten und sprechen. Vibrationskästen ermöglichten es ihnen, ihre eigene Stimme wenigstens zu fühlen, wenn schon nicht zu hören.

Der Kindergarten hatte auch einen Gymnastikraum, dessen Holzboden vibrierte, wenn ich auf dem Klavier spielte. Die Kinder konnten diese Vibration mit dem ganzen Körper aufnehmen und im Sprechen wiedergeben. Dazu ließ ich sie auch auf das Klavier legen. Dass auch

über die Knochenleitung viele Geräusche im Gehirn ankommen half den Kindern, das Hörzentrum wenigstens teilweise zu entwickeln.

Es war mir wichtig, dass die Kinder eine wohlklingende fließende Sprache erlernten. Und diese sollte auch eine reichliche sein. Die sogenannte konstruktive Methode vom Laut zum Wort und vom Wort zum Satz lehnte ich ab. Wir sprachen von Beginn an in ganzen, der Situation entsprechenden Sprache zu den Kindern und forderten diese auf, dies nach ihren Möglichkeiten auch zu tun. Wichtig war dabei, die Interessen der Kinder zu beachten, über ihre Erlebnisse zu sprechen und nicht irgend einem sturen Plan zu folgen. Darum gingen wir auch auf den Markt einkaufen, in Museen, auf die Straße um den Verkehr zu beobachten, baten die Eltern, uns von den Erlebnissen der Kinder am Wochenende zu berichten und beobachteten ihre Vorlieben beim freien Spiel.

Wie sinnvoll es ist, die Interessen der Kinder aufzunehmen und sie die Ausdrücke zu lehren, welche diesen entsprechen, zeigt das Beispiel einer Mutter, die unbedingt wollte, dass ihr Kind als erstes Wort Papa sagt. Ein leichtes Wort und gut ablesbar. Doch der Bub weigerte sich hartnäckig, dieses Wort zu sprechen. Sein erstes verständliches Wort war "Straßenbahn", mit der er jeden Tag zum Kindergarten gefahren kam.

Ich modellierte Handpuppen. Doch nicht die normalen Kasperfiguren, sondern Figuren der verschiedenen Märchen. Mit diesen und den entsprechenden Kulissen erzählte ich den Kindern auch die bekannten Märchen. Dass ich dabei sichtbar neben den Figuren sprach, störte die gespannt der Handlung folgenden Kinder nicht.

Leider war es mir zu dieser Zeit noch verboten, mit Vorschulkindern lesen zu üben. Die Auffassung, dass Kinder erst ab dem sechsten Lebensjahr lesen lernen dürften war nur in den deutschsprachigen Ländern zu finden. Um den Kindern aber auch eine visuelle Hilfe für die Satzbildung zu geben, benützte ich die "Signalmethode", welche Prof. Freunthaller einst für Primarschüler entwickelt hatte. Sie bestand aus bunten und verschieden geformten Holzblättchen, mit deren Hilfe man einfache Satzformen darstellen konnte wie: "Der Bub läuft auf der Wiese. Auf dem Tisch liegt ein großes Buch." Dass die Kinder trotzdem lesen lernten, lag wohl daran, dass sie mir beim Schreiben der Berichte an ihre Eltern zuschauen durften.

Der Sonderkindergarten, welcher auch heute noch besteht, hatte praktisch sechs durch einen Gang verbundene Häuser, in denen Kinder mit verschiedenen Behinderungen betreut wurden. Im sechsten Haus wurden Kinder ohne Behinderung betreut, welche uns als Vergleichsgruppe dienten. Wir hatten praktisch kein Spielmaterial als der Kindergarten eröffnet wurde. Darum saßen alle Erzieherinnen noch nach Dienstschluss beisammen und bastelten. Dabei achteten wir darauf, dass in jeder Gruppe die gleichen Spielsachen vorhanden waren und wir feststellen konnten ob und welche spezifische Spielsachen für eine Gruppe Kinder nötig waren. Für die heutige Generation möchte ich noch hinzufügen, dass wir damals noch 45 Wochenstunden arbeiteten.

Ich hatte das große Glück, ein Stipendium zu erhalten und durfte an der Universität in Manchester das audiologische Zentrum besuchen, sowie sämtliche Einrichtungen für Kinder mit einer Hörschädigung in Holland. Welch eine Erfahrung war doch Michielsgestel für mich und wie sehr half sie mir, den richtigen Weg für die Erziehung hörgeschädigter Kinder zu finden! Dort erlebt ich die von van Uden entwickelte "Mutterschule" in der Praxis. Sowohl in England als in Holland waren die Kinder bereits mit Hörgeräten versorgt und Hörerziehung fand praktisch den ganzen Tag statt. Dass die Schrift schon bei den Kleinsten ein ständiger Begleiter und eine große Hilfe war, erlebte ich ebenfalls. Mir ist ein Beispiel und Vergleich noch ganz besonders in Erinnerung. Als ich in Wien bei Beginn meiner Arbeit mit hörgeschädigten Kindern in der damaligen Taubstummenanstalt dem Unterricht in einer Klasse beiwohnte, kam eine Gruppe Erstklässler aufgeregt vom Pausenplatz in das Zimmer und alle versuch der Lehrerin verständlich zu machen, dass ein Bub irgendwo hinauf geklettert war und dabei seine Hose zerrissen hatte. Die Lehrerin versuchte zuerst herauszufinden, was wirklich geschehen war und als das nicht möglich war, schrieb sie an die Tafel: Hansi schlimm. Hose kaputt. Mama schimpft. Nun erlebte ich in einer Vorschulklasse in Michielsgestel eine fast gleiche Situation. Die Kinder kamen von dem Pausenplatz in das Schulzimmer und erzählten, teilweise mit einzelnen Worten oder dem Nachspielen der Situation was geschehen war und warum ein Junge am Knie blutete. Die Lehrerin hörte zu, stellte Fragen und schrieb schließlich an die Tafel: Jörgen hatte heute Pech. Er ist auf den Baum geklettert, hinuntergefallen und hat sich dabei die Hose zerrissen und das Knie blutig geschlagen. Jetzt weint er. Aber seine Mama wird die Hose wieder flicken und Frau..... klebt ihm ein Pflaster auf das Knie. Welcher Unterschied an Sprache! In Michielsgestel war der gesamte Schulunterricht auf Erlebnisse aufgebaut. Die Schüler gingen zuerst etwas besichtigen und besprachen dies nachher, schrieben darüber und führten lange Gespräche mit ihren Lehrern. Das Gespräch stand immer im Vordergrund. Im Gespräch wurden neue Begriffe und Ausdrücke eingeübt. Und die Schüler führten die Gespräche auch in ihrer Freizeit und am Pausenhof weiter. Die Lautsprache war für sie ein ebenso normales Ausdrucksmittel wie für gut hörende Kinder ihres Alters.

Voll Begeisterung kam ich nach Wien zurück und wollte natürlich auch für meine Schützlinge Hörgeräte haben. Doch die damals führenden Firmen waren skeptisch und hatten Angst um ihren Ruf, da die Kinder ja als taub galten. Der damalige Direktor der Gehörlosenschule, den ich um Hilfe bat, war der Ansicht, dass die Schule Tradition hatte und meinte wortwörtlich: "Wir brauchen keine Hörapparate. Zu uns kommen die Leute wegen der Tradition."

Ich gab mich damit natürlich nicht zufrieden und fand per Zufall zwei junge Ingenieure, die gerade neue Hörgeräte auf den Markt brachten. Es war der Beginn von "Viennaton". Sie hatten keine Hemmungen und versorgten die Kinder mit Hörgeräten. Diese waren damals noch sehr einfach und nicht alle Kinder profitierten davon, was manchmal zu Unstimmigkeiten mit den Eltern führte. Mein

Pflegesohn begann zum Beispiel genau an seiner Schmerzgrenze Laute wahrzunehmen und musste noch viele Jahre warten, ehe er ein Hörgerät aushalten und davon profitieren konnte.

Der nächste Fortschritt bezüglich des Hörtrainings war der Einzeltrainer von Philips, der auch den als gehörlos eingestuften Kindern ein Hörerlebnis brachte. Leider nur für die Zeit, in der sie Einzeltherapie hatten. Eine Ringleitung ermöglichte schließlich wenigstens die Aufmerksamkeit aller Kinder auf zu ihnen Gesprochenes und ein Gruppentraining, bei dem einige Kinder im Gruppenraum Übungen machen konnten, während die anderen ungestört spielten.

Nach 16 Jahren verließ ich den Sonderkindergarten um mich in der Schweiz zu verheiraten. Und ich hatte nochmals großes Glück. Ich konnte eine Stelle als Therapeutin in der HNO Klinik am Kantonsspital Luzern antreten. Zu dieser Zeit war die Ohrenklinik noch im Keller unter der Frauenklinik und da das Kantonsspital bereits zu dieser Zeit Babys auf ihr Gehör in der ersten Lebenswoche untersuchte, schickte mich Prof. Graf immer gleich zu der jeweiligen Mutter, um mit dieser über die zukünftigen notwendigen Therapien zu sprechen. Nun konnte ich endlich das machen, was ich schon in Holland erlebt hatte: Frühtherapie. Noch hatten wir nur die Taschengeräte, große Boxen, die mittels eines Säckchens am Körper des Kindes getragen wurden, doch mit längstens zwei Monaten war jedes Kind damit versorgt und eine Hörerziehung konnte beginnen. Bis dahin hatte ich Gelegenheit, den Eltern immer wieder zu zeigen, wie sie jede Tätigkeit im täglichen Leben ausnützen konnten, um mit dem Kind in eine Kommunikation zu treten, wobei eine solche auch dann stattfand, wenn das Kind weinte und die Eltern sich ihm mit freundlichen Worten zuwandten. Der Erfolg dieser frühen Beratung war, dass die Eltern die Scheu vor dem Sprechen zum Kind gar nicht erst entwickelten. Früher hörte ich oft: "Ja aber erhört mich ja doch nicht". Doch die Eltern, welche ich im Kantonsspital so früh beraten konnte, waren überzeugt, dass alles zu dem Kind Gesprochene auch irgendwie ankam und entwickelten ein normales Verhältnis zu diesem.

Mit den ersten von mir in der Klinik betreuten Kindern gründete ich zusammen mit deren Eltern eine Spielgruppe, aus dieser wurde eine Kindergartengruppe und schließlich eine Privatschule. Während der Kindergartenzeit kamen die ersten Funkanlagen auf. Wir bestellten die "Phonik Ear" Anlage aus Amerika. Die Kinder trugen während des Aufenthaltes im Kindergarten die großen Kästen der Anlage um den Hals, ich ein Mikrofon wie man es heute nur bei Konzerten sieht. Als ich die Anlage das erste Mal einschaltete, aus dem Zimmer ging und von draußen, ohne dass sie mich sehen konnten sprach, sprangen die Kinder auf die Tische vor Aufregung und Freude. Sie konnten meine Stimme hören ohne mich zu sehen. Die Anlage begleitete uns auch noch in die Schule, deren Leitung mir übertragen wurde.

Bald kam auch die Schweizer Firma Phonak mit ihren neuen und besseren Hörgeräten auf den Markt. Sie versorgte in Zukunft alle unsere Schüler und Kleinkinder mit Hörgeräten. Ich musste nach acht Jahren meine Tätigkeit am Kantonsspital aufgeben, da die Schule

immer grösser wurde und wir auch eine eigene Früh-Beratungsstelle einrichteten. Die ersten hinter- dem -Ohr Geräte kamen auf und die Erziehung zum Hören und Entwickeln der Sprache über das Ohr wurde für die meisten Kinder möglich.

Als das Cochlea Implantat auch seinen Weg nach Europa fand, wurde die erste Schülerin in Deutschland operiert. Damals war der Prozessor noch sehr groß und wurde in einer Ledertasche über der Schulter hängend getragen. Die Verbindung war eine offene, die mit einem Druckknopf hergestellt wurde. In der Schweiz wurde diese Methode nie angewandt. Die ersten Operationen am Kantonsspital Zürich erfolgten bereits mittels Magnet der unter der Haut lag. Doch das Material war zu dieser Zeit noch nicht ganz gut. Auch über die Anzahl der Elektroden war man sich noch nicht einig und die Operation wurde mit einem großen Schnitt auf dem Kopf durchgeführt. Zuerst wurden nur Jugendliche und Erwachsene operiert, die auch verlässliche

Angaben zu ihren Höreindrücken machen konnten. Ich durfte bei der Operation eines 16-jährigen Schülers zuschauen und konnte anschließend das Hörtraining übernehmen. Ihm wurden 16 Elektroden implantiert. Seine Fortschritte im Hören waren sehr gut. Strahlend erzählte er mir, wie viel leichter es nun für ihn war, mit seinen hörenden Kameraden zu kommunizieren und dass er in der Diskothek so wie alle tanzen konnte. Leider wurde eine zweite Implantation notwendig, da ein Materialfehler das erste Implantat zerstörte. Die zweite Operation war weniger erfolgreich, er konnte die ersten Erfolge nicht mehr erreichen und lehnte das Implantat dann ab.

1985 erfolgte der Durchbruch. Das richtige Material war nun vorhanden, über die Anzahl der Elektroden war man sich einig und Prof. Lehnhard hatte eine Operationstechnik entwickelt, welche die Cochlea nicht mehr zerstörte. Nun konnten auch Kleinstkinder bereits operiert werden und die Sprache fast so normal wie hörend geborene Kinder über das Ohr entwickeln. Die Zeit der echten Hörerziehung hatte begonnen.

Ich bin sehr glücklich und dankbar, dass ich so lange mit Kindern mit einer Hörbeeinträchtigung - wie man heute sagt - arbeiten durfte. 69 Jahre meines Lebens habe ich Kinder zu lautsprachlich kommunizierenden jungen Menschen erzogen und mit vielen von ihnen bin ich noch immer in Verbindung. Sie sind alle in guten Berufen tätig, vom selbständigen Handwerker bis zum Chirurgen geht die Liste ihrer Berufe. Und sie sind völlig in ihre hörende Umgebung integriert.